

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 104 (1978)

Heft: 11

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau

Andere Zeiten, andere Sitten

Als unsere Kinder klein waren, besasssen sie ein ausgesprochenes Gefühl für Besitz. Nie hätte die Katrin den Fredi aus «ihrer» Tasse trinken lassen, nie hätte Evi der Katrin «ihren» Waldi überlassen. Jeder hatte «sein» Schüfeli, «seine» Klötzli, und kein Kind trat dem andern sein Eigentum ab.

Mit den Jahren verflachte sich dieser Sinn, das Tauschen begann – und heute scheint der Begriff von Mein und Dein vielfach ausgelöscht zu sein. Eine erstaunliche Art von Gemeinschaftsbesitz findet statt.

Letzthin war ich bei einem Brautpaar eingeladen zur Wohnungseinweihung. Die junge Frau hatte alles festlich hergerichtet. Sie kam mir, aus einer Schar

Haarschöpfe auftauchend, fröhlich entgegen. Sie trug eine weisse Bluse und einen schwarzen, bodenlangen Rock. Der Rock war hinten etwas länger als vorn, was sehr vornehm aussah. Unwillkürlich erwachte in mir eine Erinnerung von lange her: als ich Zwanzig wurde, machte mir meine Mutter einen schwarzen Rock. Breite Moiré-Bänder, angereiht und stufenweise aneinandergehäuft. Es war mein erstes langes Kleid, und ich war sehr stolz. Besonders, weil es hinten etwas länger war als vorn. Jahrelang war der Jupe im Estrich aufbewahrt worden. Dann hatten ihn meine Töchter abwechselnd begeistert getragen. Nun waren die Töchter weg. Der Jupe aber war – ohne jeden Zweifel – hier vor mir, genäht aus schimmern den Moiré-Bändern, und der Himmel weiss, durch wie viele Hände er gewandert war, bis er zu meiner Gastgeberin kam. Ich

schluckte leer und machte ihr ein Kompliment. Sie strahlte.

Im heimlichen Zimmer einer gelähmten Frau im Altersheim sah ich kürzlich einen kleinen Wandteppich. Ich kenne diese Teppiche gut, meine Schwiegermutter hatte einen aus ihrer finnischen Heimat hergebracht. Ein «Lebensbaum» war eingewoben, wie das in Finnland üblich ist.

Auch bei meiner Gelähmten war ein eingewobener Lebensbaum zu sehen, und ich fragte die Frau, woher der Teppich stamme. Oh, sagte sie, mein Sohn hat ihn mir gebracht, sein Freund fand keinen Platz dafür in seiner Bude. Natürlich wusste ich sofort: unser Fredi! Als er damals von daheim auszog, um sein Studio einzurichten, hat er allerhand mitlaufen lassen. So auch den finnischen Wandbehang. Ich rang etwas nach Atem, dann erklärte ich der Frau den Sinn des Webmusters. Sie freute sich dar-

an. Beim Heimgehen aber dachte ich etwas wehmütig an meine längst verstorbene Schwiegermutter.

Manchmal komme ich mir richtig engherzig vor. Denn mehr und mehr muss ich gestehen: das hätte ich nicht getan! Mein grosses Gottenkind zum Beispiel hatte einen alten Deux-Chevaux, um zu ihrer Arbeit im Spital zu fahren. Das Auto zeigte Ermüdungserscheinungen, und sie überließ es kurzerhand einem Freund, der etwas von Mechanik versteht. Der Freund bastelte den Wagen wieder zurecht und fuhr damit nach Paris, um dort Schlagersänger zu werden. Das Gottenkind seinerseits aber erhielt einen Volkswagen von einem Assistenzarzt, der sich zu einem Ford hinaufgearbeitet hatte. Einfach so. Und keiner findet das irgendwie ungewöhnlich.

Nur hie und da im stillen: ich!
Gertrud

Unkostenfaktor?

Fast in jeder Zeitung kann man lesen, dass die Kosten für die alten Menschen schwer zu tragen seien. Die mittlere Generation könnte es kaum mehr verkraften. Aber auch die Kinder werden «in Rechnung gestellt». Manche lasten ihnen sogar die Umweltverschmutzung an, die sie mitverursachen. Ein lebendiger Unkostenfaktor zu sein, ist eklig, und die Antwort der Alten auf all die Kälte ist oft Resignation und Depression. Wie die vielen ungeliebten, abgelehnten Kinder reagieren, sieht man schon deutlich: Selbstmord, Terror.

Immer, wenn das kalte Grauen über mich kommen will, lese ich ein wenig Gotthelf. Nicht, dass er Geiz, Habgier, Schlamperei und andere menschliche Eigenschaften verschweigen würde. Ganz im Gegenteil. Aber immer ist da auch eine Gotte oder ein Onkel, ein Ätti und eine Mutter, die die Sache tatkräftig in die Hand nimmt, ein Mensch, der sich seine eigene Stellung in den Generationen und in der Schöpfung bewusst macht. Eine Mutter, die weiß, dass sie immer mehr lernen muss, tüchtig und liebevoll

zugleich zu sein, um ihren Kindern und der alten Generation gerecht zu werden.

Ich meine, dass das ein guter Weg ist, zu sich selber zu kommen. Wer in mittleren Jahren auf irgendeine Art, beruflich oder in der Familie, für die alte und die junge Generation aktiv gewesen ist, wird in glücklicher Weise älter werden. Bald wird man auch herausfinden, dass eine Welt ohne Grosselterngeneration viel zu laut und viel zu hektisch würde, als dass darin Kleinkinder gedeihen könnten. Wenn es noch so altmodisch tönt: Wir dürfen es glauben, wir alle werden benötigt, sonst wären wir gar nicht da.

Anna Ida

Aus den Memoiren einer Entlassenen

Manchmal ist es gut, einmal in eine ganz andere Umgebung verpflanzt zu werden. Man kann dann prüfen, ob einem auch da der Humor nicht ausgeht. Ich habe das während mehrerer Wochen im Spital ausprobiert und versucht, das zum Lächeln Reizende zu notieren.

Der Spitalneuling hat noch das



«Danke – wir kennen uns bereits: wir waren einmal miteinander verheiratet.»

Was i wett, isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich
wertvoll durch seinen hohen
Gehalt an fruchteigem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

Gefühl, die Aerzte regierten das unbekannte Reich, in das er unversehens geraten ist. Dass diese Tatsache nur bedingt stimmt, merkt er erst später, und so starrte auch ich fasziniert auf die vorwiegend männlichen Erscheinungen, die immer wieder einmal kurz grüssend an den Betten vorbeikamen, hereinschauten und hie und da nach der Frage «Wie geht's?» die Zimmertür schon wieder hinter sich schlossen, bevor sie noch die Antwort abgewartet hatten.

Die Herren Doktoren sind in dieser Hinsicht allerdings äusserst verschieden. Während ich einige immer nur im eleganten Vorbeisegeln betrachten konnte, nahmen es andere höchst genau, wenn sie an der Reihe waren. Einmal hat mich ein junger Arzt volle anderthalb Stunden untersucht, sozusagen auf Herz und Nieren geprüft, und das betraf

Reklame

Du hast so schöne Haare!

Danke. Seit ich sie mit dem biologischen Nessol Kräuter-shampoo wasche, sind sie wirklich wie von neuem Leben erfüllt.

nicht nur meinen Körper oder etwa blass die erkrankten Teile davon. Einfach alles sah sich der Gelehrte an, bedachte es mit wohl- (und fremd-) lautendem Kommentar, und ich war ganz geniert ob soviel Interesse.

Neben der rein körperlichen gab es auch noch eine mündlich-geistige Untersuchung, eine Befragung, die ich bald erwiderete, und schliesslich wusste wohl weder er noch ich mehr, wer nun wen inquirierte. Bis er ein neues Thema anschnitt und mich die Krankheiten meiner Angehörigen bis ins dritte und vierte Glied schildern liess.

Ich weiss nicht, ob meine Krankheit später deshalb so langwierig wurde, weil ich irrtümlicherweise Grosspapa an Herzschwäche statt an seinem Magenkrebss sterben liess und auch nicht mehr wusste, woran die Urgrossmutterlicherseits gelitten hatte.

Das war allerdings eine Ausnahme – es wurde mir bald klar. Im allgemeinen war ein fünfminütiges, konzentriertes Gespräch mit einem Arzt schon viel. Viele Spitalärzte haben zudem die meisterliche Fähigkeit, den Patienten fühlen zu lassen, dass sie eigentlich gar keine Zeit haben und sich nur aus überaus grossem Idealismus im Augenblick noch mit ihm unterhalten. Vielleicht ist ihre Arbeitszeit immer schon um, vielleicht wartet ein Notfall, der Operations- oder was weiss ich für ein Saal.

Eine weitere jener herrlichen technischen Erfindungen erhärtet noch dieses Gefühl: der Piepsr. Dieser, ein zwar unscheinbar kleines, aber höchst wirksames Kästchen in Doktors Westentasche, ermöglicht es diesem, plötzlich aufzuquietschen und dann weiterhin zu piepsen wie ein junges verzweifeltes Küken. Alles erschrickt, wendet sich einen Augenblick besagter Westentasche zu, nur für Sekundenbruchteile natürlich, denn Arztpersonal lässt sich nicht so leicht verblüffen und von seiner Pflicht (d. h. dem augenblicklichen Patienten) abbringen. Der weggepfiffene oder besser weggepiepte Doktor aber entfernt sich möglichst unauffällig, so dass sein Kükengeschrei immer leiser wird und schliesslich nur noch den Patienten als Erinnerung in den Ohren gellt.

So erfahren wir immer wieder und wissen es bald wirklich alle, wie belastet, wie überlastet unsere Aerzte sind. Und deshalb packt uns spätestens nach den berühmten fünf Minuten das schlechte Gewissen so stark, dass wir selbst das ärztliche Gespräch abbrechen, weil es der Herr Doktor doch so eilig hat – um dann wieder tagelang darauf zu warten.

Annemarie S.



«Unsere Kinder brauchen neue Kleider. Könntest du einmal eine recht mollig-warme Novelle schreiben?»

Putziges

Hilfreiche Menschen sind selten, doch unendlich wohltuend. Um an das Gute glauben zu können, ist es notwendig, ihnen hin und wieder zu begegnen. Allerdings sollte man es nicht darauf ankommen lassen. Es könnte nämlich in prekären Situationen geschehen, dass niemand «umensch», der einem selbstlos die Hand reicht. Das Gegenteil von den Menschen, denen Hilfegaben ein leichtes ist, ja eine Freude bedeutet, sind die bezahlten Helfer. Es gibt sie zwar in weitaus grösserer Zahl, dennoch sind sie schwer zu finden; jedenfalls als «Kraft» im Haushalt.

Meine Helferin scheint sich ihrer Kostbarkeit immer bewusster zu werden. Seit mehr als zwanzig Jahren tat sie alles für die Familie, nun beginnt sie mich mit ihren Launen zu traktieren. Der früher feststehende Tag für die Wochenkehr passt ihr plötzlich nicht mehr; mal liegt ihr mehr dieser, mal jener Tag. Oft hört sie mitten im Staubsaugen auf und findet, es sei genug für heut. Ich sehe ein, das Leben wird mit zunehmendem Alter be-

schwerlicher, doch so geht das nicht! Man kann sich doch nicht einfach, nur weil die Sonne so schön scheint, ans Fenster stellen oder beim Schneien den lustig durcheinanderwirbelnden Flocken nachsehen. Ich habe sie sehr behutsam darauf aufmerksam gemacht, worauf sie meinte, oh doch, sie könne sich das schon leisten.

Sie hat ausserdem eine unumstössliche Einstellung zur Arbeitszeit: geputzt wird nur vormittags; was in dieser Zeit nicht getan wird, bleibt liegen bis zum nächstenmal. So fliegt denn nachmittags der Staub vom ungeputzten ins geputzte Zimmer. Ich gebe zu, dass dies mir meistens nicht allzuviel ausmacht, aber es ist doch peinlich, wenn gerade an dem Tag, an dem die beste Freundin zum Kaffeklatsch kommt, die Sonne Ausgang hat und alles ins rechte Licht rückt.

Besonders unzuverlässig wird meine Putzfrau stets im Frühling, dann spürt sie den «Drang». Es drängt sie, im Wald zu spazieren; es drängt sie, mit dem Velo dem Fluss entlang zu fahren; es drängt sie, die ersten Blü-

ten zu bewundern, dem Vogelgezwitscher zuzuhören, auf der Bank im Park die ersten wärmenden Sonnenstrahlen zu geniessen. Und sie schämt sich nicht, auch das am Vormittag zu tun! Wenn gewissenhafte Menschen Ordnung in ihr Dasein bringen, lässt sie ihrem Drang freien Lauf. Das bekümmert mich nun schon etwas; es ist ja auch gar nicht angenehm, wenn der Frühlings-putz erst im Oktober beendet ist.

Nein, mehr verdienen will sie nicht, sie sei zufrieden, versicherte sie mir. Selbstverständlich bin ich bei ungewöhnlichem Fleiss nicht kleinlich und erfülle ihr einen Herzenswunsch, schenke ihr Dinge, die sie sich selbst nie kaufen würde. Es ist für meine Putzfrau, sage ich der Verkäuferin, und die findet, eine Perle müsse man heutzutage verwöhnen und zupft das Mäschli ganz besonders hübsch zurecht.

Natürlich habe ich schon daran gedacht, mir eine andere Hilfe zu suchen. Ich tät es nur ungern, denn in den vielen Jahren ist sie sorgfältig mit allem umgegangen, hat nichts zerschlagen, nichts beschädigt. Geschwätz ist sie auch nicht, und das zählt doch wohl? So nehme ich halt die unerfreulichen Angewohnheiten meiner Hilfe auf die leichte Schulter, ja, ich profitiere sogar davon, denn meine Putzfrau bin ich selbst. *M. Ludwig*

Mann schneugt in Frauenzeitschriften

«Wie man Männer zärtlicher macht» – so lautet die Ueberschrift einer Buchbesprechung in einem Frauenmagazin, und der neugierige Mann, der solches liest, will's natürlich nun auch wissen. Ein amerikanisches Ehepaar namens O'Connor «zeigt neue Mittel und Wege auf», heisst es in der Einleitung, und

schnell sitzt unser Mann hoch oben auf der Palme: Er verträgt «aufzeigen» ausgesprochen schlecht. Doch die Neugier überwiegt: In einer Mischung von Neogermanisch und Fachchinesisch wird da alles genau erklärt: «klammheimlich – Manipulationen verändern das emotionale Klima – Interaktion» etc.

Der Frau, die ihren Partner zärtlicher machen will, wird geraten, ihn mit «Entzugsschocks» zu behandeln, indem sie ihm bisher gewährte Zuwendungen entzieht – sie bringt ihm den Kaffee nicht mehr ins Bett und zieht ihm abends die Finken nicht mehr an, wenn er erschöpft vom Autofahren heimkommt. Eine solche Empfehlung ist geradezu gewissenslos – wie soll die arme Frau wissen, wie sie die Dosierung des Entzugs ansetzen soll? Eine nur geringfügige Ueberdosierung dürfte das Resultat haben, dass der Schuss des Damokles hinten hinausgeht (bitte keine Leserbriefe), dass also das Gegenteil des gewünschten Resultates erreicht wird.

Aber auch die scheinbar positiven Ratschläge sind hirnverbrannt: «Selbst wenn er nur tut, was recht und billig ist – loben Sie ihn dennoch.» Nur ein Esel wird nicht bemerken, dass sein liebes Eheweib heuchelt, um so mehr, als der so Gelobte möglicherweise das fragliche Journal beim Coiffeur gelesen hat und nun genau weiß, dass und wie er manipuliert werden soll.

Heute werden unzählige Umfragen veranstaltet – warum nicht auch eine über die Resultate bei Menschen, die solche Ratschläge befolgten? Ich könnte mir vorstellen, dass das Aufsuchen eines Psychologen nützlicher wäre – was allerdings etwas mehr als Fr. 2.50 kosten würde.

Wenn wir nun schon beim Durchblättern der Zeitschrift sind, könnte man ja auch das

Kreuzworträtsel in Angriff nehmen. Aber auch das ist kein Meisterwerk: «Dichterisch für den Mai» lautet die Frage, und als Antwort ergibt sich «Lenz». Das stimmt jedoch mitnichten. Lenz ist in erster Linie der Frühling, dann auch der Monat März, nicht aber der Mai.

Und schliesslich stehe ich noch vor der schwer zu beantwortenden Frage, was wohl eine Chefredaktorin einer Frauenzeitschrift veranlasst, sich nahezu in jeder Ausgabe bildlich darstellen zu lassen, letztthin sogar auf einer Seite zweimal? Vielleicht ist das ihre Methode, Männer zärtlicher zu machen, wer weiß?

Uebrigens – lassen Sie sich gern manipulieren? Ich nicht.

Puck

Die bedauernswerte Hausfrau

Wenn ich die Zeitungen und Heftli lese, wird mir bewusst, was für arme Wesen wir Frauen, besonders wir «Nur-Hausfrauen», sind. Wir putzen, wir waschen, glätten, flicken, räumen die Unordnung der ganzen Familie auf und bekommen für all dies nicht einmal einen Lohn. Wo ist da die Gerechtigkeit?

Ich bin heute eine 74jährige Frau, habe nie einen Lohn empfangen für alle die Fron-Arbeit, die doch so geisttötend ist. Ist sie das wirklich? Ist das Führen einer Buchhaltung oder das Offertenschreiben einer Sekretärin soviel amüsanter? Wenn ich meine Arbeit verrichtete, so wusste ich, ich tat es für meinen Mann und meine vier Kinder, die ich sehr lieb hatte. Und wenn es auch nicht reichte zu einem Lohn, so war ich trotzdem zufrieden.

Vor 16 Jahren starb mein lieber Mann. Seit all der Zeit haben mich meine Kinder trotz eigenen Familien nie allein gelassen, sind stets liebevoll um mich besorgt, und den nicht bezogenen «Hausfrauenlohn» habe ich seither tausendfach eingezogen.

Wie wäre es, statt unzufriedenen Frauen noch einen Floh ins Ohr zu setzen, sie auf die schönen Seiten des Daseins einer Hausfrau und Mutter aufmerksam zu machen? *E. M.*

Ordentliche Leute

Hündeler sind gute Kunden bei der «Chemischen Reinigung». So wollte ich auch kürzlich wieder einmal einen stark mit Pfotenabdrücken verzierten Regenmantel zum Reinigen bringen. Ich musste im Laden ziemlich lange warten, weil ein offenbar noch besserer Kunde eine Menge Kleider abholte, die von der An-

gestellten sorgfältig zusammengelegt und aufeinandergetürmt wurden. Dazwischen hörte ich sie immer wieder murmeln, z. B.: «Und hier ist noch ein Wollshawl, der in der Manteltasche war», oder «und dieses Taschentuch war in der Hosentasche».

Was sind auch das für Leute, dachte ich, die nicht einmal die Taschen leeren, bevor sie ihre Kleider in die Reinigung geben! Als ich endlich an die Reihe kam und meinen Mantel auf den Tisch legte, hörte ich ein metallisches Geräusch. Mein Mantel hat aber gar keine Metallknöpfe. Ich hob ihn daher noch einmal hoch, und was lag auf dem Tisch? Mein Hausschlüssel; er war aus der Tasche meines Mantels gefallen. Und dabei habe ich doch immer geglaubt, dass ich zu den ordentlichen Leuten gehöre, die ihre Taschen leeren, bevor sie die Kleider zum Reinigen geben.

Lisette

Autoritäten

Das Verhältnis zu ihnen ist oft zwiespältig. Schon in meiner Kindergartenzeit, die in die tollen zwanziger Jahre fiel, war ich modisch interessiert und hätte gerne bunte Röcklein und Söcklein gehabt. Aber meine Eltern waren Zürcher, und die Kleidermandate Zwinglis schatteten über uns. Eine Photo zeigt mich, fünfjährig, in schwarzem Samt, schwarzen Schnürstiefeln und dezenten grauen Strümpfen.

Darauf zogen wir ins Bernbiet. Damals musste noch jeder Lehrer Religionsunterricht erteilen, auch wenn er Atheist war. Einem solchen wurde ich zugeteilt mit dreizehn Jahren. Statt biblische Geschichte lasen wir das Buch von San Michele und lernten nebenbei, dass es nur zweierlei Lebewesen gebe, Tiere und Pflanzen. Die Menschen seien eigentlich auch Tiere. «Meeerci» schrie ich in barem Entsetzen in die Klasse. Denn so etwas hatte ich vorher nie gehört. Eine Note 4 in Religion folgte darauf.

Nicht verwunderlich ist, dass ich nun vom Pfarrer gerne etwas über Hintergründe und Zusammenhänge im Religiösen hören wollte. «Du musst glauben, Anna, es wäre sonst schade um dich!» Von da an versuchte ich, mich selbstständig zu machen.

Anna Ida



«Die beiden prüfen, ob sie geistig zusammenpassen!»

**weil Schmerzen
schmerzen...
TIGER-BALSAM!**

erhältlich in Apotheken und Drogerien